

# Brief-Mosaik

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758816>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BRIEF-MOSAIK

VON HERMANN HESSE

Lieber Herr Dr. Meier

Unsrer Verabredung gemäß habe ich hier ein Mosaik aus Briefen zusammengestellt, aus Briefen der letzten paar Monate. Sinn und Absicht dieses Versuches wäre: erstens meinen Freunden und Korrespondenten eine Teilnahme an dem einzuräumen, was seit einigen Jahren den Hauptteil meines täglichen Arbeitspensums ausmacht, so daß also jeder der mit mir im Briefwechsel Stehenden auch eine Ahnung von den vielen anderen, ihm bisher unbekanntem Briefschreibern und Briefwechseln bekommt. Und zweitens hat es vielleicht auch einen Sinn, den neutralen und mit mir nicht direkt in Verbindung stehenden Leser einen Einblick in die Tagesarbeit eines Literaten tun zu lassen, dem aus mancherlei Kreisen und Schichten der lesenden Zeitgenossen Briefe zuströmen. Der Durchschnittsleser denkt sich den Autor in einer Art edler Zurückgezogenheit und halben Müßiggangs damit beschäftigt, seine Bücher zu schreiben, in denen er sein vor der Außenwelt durch Antiphone geschütztes Innenleben verarbeitet, und ahnt wenig von der soziologischen und moralischen, anstrengenden und wenig gesicherten Situation des modernen Autors der «Gesellschaft» gegenüber, welche schon kaum mehr existiert, seit unsre Menschheit entweder zur uniformierten Masse ohne Gesicht geworden oder aber in Millionen einzelner, durch nichts als durch Angst und Sehnsucht untereinander verbundener Individuen zerfallen ist.

Ich mache also diesen Versuch, und ich verhehle mir dabei nicht, daß das in einem solchen Mosaik entstehende Bild ein einseitiges und da und dort verfälschtes ist. Denn das Mosaik enthält zwar meine Briefe, nicht aber die meiner Korrespondenten, und die sind oft weit interessanter, eigenartiger und intensiver als die meinen, denn sie sind ja alle spontan und freiwillig oder unter dem Druck der Not entstanden, während meine Antworten nur sehr teilweise diese Eigenschaften haben können, denn sie sind ja von jenen bedingt und hervorgerufen. Allein ich habe zwar das Recht und mache hier von ihm Gebrauch, meine Briefe auszuwählen, Teile aus ihnen herauszuschneiden und sie zu publizieren, für die Briefe meiner Korrespondenten aber besitze ich weder juristisch noch moralisch dieses Recht. Seit diese

Leserbriefe in großen Mengen an mich gelangen, hat es mir oft um die wertvollen und originellen unter ihnen leid getan, wenn ich sie von Zeit zu Zeit dem Feuer übergab, und dies Bedauern wurde mit den Jahren zu einer Gewissensfrage. Ich habe nun seit einigen Jahren den Ausweg gewählt, daß ich eine Auswahl der interessanteren Leserbriefe von Zeit zu Zeit einer öffentlichen Bibliothek übergebe, um sie vielleicht vor völligem Untergang zu retten. Es steht in ihnen ein gutes Teil vom Leiden und auch von der Größe des heutigen Europäers aufbewahrt.

Wir wollen nun abwarten, ob es sinnvoll und möglich sein wird, gelegentlich später wieder ein solches Mosaik oder deren mehrere zu redigieren.

\*

Ende 1949

Verehrte Frau Fr.

Ihr Brief hat eine gute Weile warten müssen. Es kommen so viele, und da bleiben die längsten eben auch am längsten liegen.

Endlich habe ich nun Ihren Brief gelesen. Er verfolgt, wenn ich Sie recht verstehe, zwei Zwecke: erstens wollen Sie mir Ihren Abscheu gegen Thomas Mann und seinen «Faustus» möglichst ausführlich und kraß zum Ausdruck bringen und nebenher mir damit schmeicheln, daß ich nach Ihrer Ueberzeugung niemals ein so unverschämtes, hochmütiges, mit allem Hergebrachten und Heiligen seinen Spott treibendes Buch hätte schreiben können wie jener Entartete. Und dann, zweitens, deuten Sie an, daß Sie im Frühling in die Schweiz zu kommen hoffen und mir dann einen Besuch zgedacht haben.

Darauf ist nun schwierig zu antworten. Wenn Sie Thomas Manns Buch nicht haben verstehen und goutieren können, so war das Ihr Fehler und nicht der seine. Und Ihre vernichtenden Urteile über Thomas Mann, der mein lieber Freund und sehr verehrter Kollege ist, bedienen sich eines Vokabulars und einer Beweisführung, die ich hundertemale habe hören und lesen müssen, so daß ich beinahe annehmen möchte, Sie haben da fremde Urteile, und zwar sehr falsche und törichte Urteile, einfach übernommen und das Buch gar nicht selbst gelesen. Denn wäre es wirklich in Ihren Händen gewesen und hätte es vom ersten Kapitel an so abstoßend und widerwärtig auf Sie gewirkt wie Sie sagen, dann hätten Sie sich ja gewiß nicht die Qual auferlegt, es bis zu Ende zu lesen. Ich nehme also an, Sie haben diese beschämend dummen Urteile nur eben in Ihrem Bekanntenkreise gehört oder in den Feuilletons Ihrer Zeitung gelesen, und erspare mir die Antwort.

So bleibt noch Ihr zweites Anliegen, der geplante Besuch bei mir. Ja, wenn Sie diesen Besuch ausführen würden, so fänden Sie an meiner Haustür ein Papier mit folgendem Text:

Worte des Meng Hsiä

alt chinesisch

*Wenn Einer alt geworden ist und das Seine getan hat,  
steht ihm zu, sich in der Stille mit dem Tode zu befreunden.*

*Nicht bedarf er der Menschen. Er kennt sie, er hat ihrer  
genug gesehen. Wessen er bedarf, ist Stille.*

*Nicht schicklich ist es, einen Solchen aufzusuchen, ihn an-  
zureden, ihn mit Schwatzen zu quälen.*

*An der Pforte seiner Behausung ziemt es sich vorbei zu  
gehen, als wäre sie Niemandes Wohnung.*

Ich weiß nicht, wie Sie sich nach der Lesung dieses Spruches verhalten würden. Nehmen wir an, Sie seien ein ungewöhnlich feinfühligler Mensch, so würden Sie merken, daß diese Chinesenworte weder ein Spaß noch ein Appell an Ihre literarische Bildung sind, Sie würden sie richtig verstehen, als flehentliche Bitte nicht nur sondern auch als Mahnung gegen das Unsinnige und Pöbelhafte eines Massenandrangs von Besuchern, als Gebärde aus einer humaneren Welt. Dann würden Sie daraus die Konsequenz ziehen und den Besuch unterlassen. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Sie es ebenso halten würden wie drei Viertel meiner andern Besucher, welche gar nicht daran denken, sich durch zarte Winke und edle Rücksichten von dem abhalten zu lassen, was sie sich in ihre tüchtigen Köpfe gesetzt haben. Dann würden Sie also auf die Glocke drücken und, falls ich wirklich zuhause sein sollte, vom Mädchen in unsern Wohnraum geführt werden. Und dann säßen wir einander gegenüber und sähen beide verlegen zu Boden, denn Sie würden rasch erkennen, daß es mir mit den Worten über das Schwatzen und Schwatzenhören völlig Ernst war. Ich glaube, es wäre weder für Sie noch für mich eine wünschenswerte Situation.

\*

*An die Zeitschrift «Las Españas» in Mexiko*

Sehr geehrte Herren

Ihre Bemühungen um die Erhaltung des Widerstandes gegen die faschistische Franco-Regierung in Spanien haben, wie Sie vermuteten,



meine volle Sympathie. So betrübend es ist, daß die USA, wie es scheint, dazu neigen, ihre demokratische Ideologie nur noch in besetzten Ländern zu verfechten, so hoffe ich doch, das Weltgewissen werde nicht wieder einschlafen und das spanische Volk werde eine seiner würdigere politische Daseinsform gewinnen.

\*

### *Notiz aus dem Sommer 1949*

Wer viele Briefe bekommt und von Vielen angegangen wird, dem kommt heutzutage ein nicht aussetzender Strom von Elend jeder Art entgegen, von der sanften Klage und schüchternen Bitte bis zum wütend grollenden Auftrumpfen der cynischen Verzweiflung. Wenn ich in eigener Person das ertragen müßte, was an Jammer, Bedrängnis, Armut, Hunger, Heimatlosigkeit die Briefpost eines einzigen Tages mir zuträgt, so wäre ich längst nicht mehr am Leben, und mancher dieser oft sehr sachlichen und anschaulichen Berichte stellt mir Zustände vor Augen, in welche mit der mitfühlenden Phantasie einzudringen und welche wirklich anzunehmen und wahrzuhaben mir große Mühe macht. Ich habe mich im Lauf dieser letzten Jahre damit abfinden müssen, mein Empfinden und Verstehen für jene Fälle von großer Not zu sparen, denen wenigstens einigermaßen abzuhelfen, denen mit Trost und Rat oder mit materieller Gabe beizukommen ist.

Unter den Briefen, welche einen geistigen und moralischen Beistand erbitten, ist eine bestimmte Kategorie erst in diesen Elendsjahren in den Bereich meiner Erfahrung getreten. Es sind Briefe von nicht mehr jugendlichen, manchmal schon alten Menschen, denen durch die bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Härte und Bitterkeit des äußeren Lebens ein Gedanke nahegelegt wird, der ihrem Charakter fremd ist und in ihrem Leben vorher niemals aufgetaucht war: der Gedanke, dem Jammer durch den Selbstmord ein Ende zu machen. Von jugendlichen, weichherzigen, etwas dichterisch und etwas sentimental veranlagten Leuten freilich kamen Briefe voll solcher Stimmungen schon immer, sie gehören zum Bekannten und Gewohnten, und ich bin zuweilen ziemlich deutlich, ja derb geworden in meinen Antworten auf das Liebäugeln oder gar das Drohen mit dem Selbstmord. Ich schrieb diesen Lebensmüden etwa, daß ich zwar den Selbstmord keineswegs verurteile, aber erst den wirklichen, den vollzogenen, vor dem ich nicht weniger Respekt habe als vor jeder andern Todesart, daß ich aber Unterhaltungen über Lebensüberdruß und suicide Absichten nie so ganz und gar ernstnehmen könne wie es ihr Wunsch sei, sondern

in ihnen eine nicht ganz erlaubte, nicht ganz anständige Mitleids-Erpressung zu sehen geneigt sei. Aber nun kommen, nicht häufig aber doch immer wieder, auch von bisher lebensstüchtigen und bewährten Leuten diese Briefe mit der Frage, was ich vom Selbstmord halte, denn es werde immer schwerer und immer unerträglicher, dies Leben, dem aller Sinn, alle Freude, alle Schönheit und Würde fehle, und darauf gibt es keine Antwort ohne völliges Ernstnehmen und Anerkennen der mir zugetragenen Not.

Ein paar Sätze aus meinen Antworten auf solche Anrufe habe ich mir notiert. Einer schwer deprimierten, aber nach meinem Eindruck im Lebenswillen doch nicht ernstlich geschädigten Frau habe ich geschrieben: «Wir leben alle heute im Zustand der Verzweiflung, alle wirklich wachgewordenen Menschen, die Verzweiflung ist unser legitimer Ort und Stand. Wir sind damit zwischen Gott und das Nichts gestellt, zwischen ihnen atmen wir aus und ein, zwischen ihnen schwingen und pendeln wir. Wir hätten jeden Tag Lust das Leben hinzuwerfen, und werden doch von dem gehalten, was in uns überpersönlich und überzeitlich ist. So wird unsre Schwäche, ohne daß wir darum Helden wären, zur Tapferkeit, und wir retten ein wenig vom überlieferten Gut an Glauben und Vertrauen für die nach uns Kommenden.»

Ein Mann von mehr als fünfzig Jahren bat mich nüchtern und ohne jede Spur von Phrase um meine Meinung über den Selbstmord, an den er in einem tätigen und verantwortungsvollen Leben niemals gedacht habe, der ihm aber jetzt als die einzige Befreiung von einem allzu schwer, allzu sinnlos und würdelos gewordenen Leben sich immer eindeutiger und unabweislicher anbiete. Aus meiner Antwort an ihn notierte ich mir die Sätze:

«Als ich etwa fünfzehn Jahre alt war, verblüffte uns einmal einer unserer Lehrer mit der Behauptung, der Selbstmord sei ‚die größte moralische Feigheit‘, die der Mensch begehen könne. Ich hatte bis dahin eher dazu geneigt zu glauben, daß ein gewisser Mut, ein gewisser Trotz und Schmerz dazu gehöre, und hatte für die Selbstmörder eine mit Grauen gemischte Hochachtung empfunden. So war der mit dem Anspruch eines Axioms vorgetragene Spruch des Lehrers mir wirklich für den Moment eine Verblüffung, ich stand dumm und ohne Erwiderung vor diesem Spruch, er schien ja alle Logik und alle Moral für sich zu haben. Doch hielt die Verblüffung nicht lange vor, ich kehrte bald dazu zurück, auch meinen eigenen Gefühlen und Gedanken wieder zu glauben, und so sind die Selbstmörder mir zeit- lebens beachtenswert, sympathisch und irgendwie, wenn auch auf düstere Weise, ausgezeichnet erschienen, Beispiele eines menschlichen Leidens, dem die Phantasie jenes Lehrers nicht nachkam, und eines

Mutes und Trotzes, den ich nur lieben konnte. Auch sind in der Tat die Selbstmörder, die ich gekannt habe, lauter zwar problematische, aber wertvolle, überdurchschnittliche Menschen gewesen. Und daß sie außer der Courage, sich die Kugel in den Kopf zu schießen, auch noch die Courage und den Trotz gehabt hatten, sich den Lehrern und der Moral unbeliebt und verächtlich zu machen, konnte mein Mitgefühl nur erhöhen. — — — Wenn einem Menschen, so denke ich mir, durch Natur, Erziehung und Schicksal der Selbstmord unmöglich und verboten ist, dann wird er ihn, auch wenn gelegentlich die Phantasie ihn mit diesem Ausweg in Versuchung führt, nicht ausführen können, es wird ihm einfach verboten bleiben. Ist es anders, und wirft einer das Leben, das ihm unerträglich geworden ist, entschlossen von sich, so hat er nach meiner Meinung dazu dasselbe Recht wie andre es auf ihren ‚natürlichen‘ Tod haben. Ach, bei manchen, die sich umgebracht haben, habe ich ihren Tod als natürlicher und sinnvoller empfunden denn so manchen andern!»

\*

Einigemale im Jahr aber kommt eine Art von Brief, an der ich besondere Freude habe und deren Erwiderung ich die größte Liebe zuwende. Einigemale im Jahr kommt es vor, daß jemand bei mir anfragt, ob noch eines von den mit Bildchen geschmückten Gedichtmanuskripten zu haben sei, die ich den Liebhabern zur Verfügung halte und deren Ertrag mir einen Teil der Ausgaben für alle die Pakete und Unterstützungen in die Länder des Elends und Hungers decken müssen. Eine solche Anfrage kam dieser Tage, nach einer Pause von vielen Monaten, einmal wieder und setzte mich in Arbeit und Brot. Ich halte, wenn irgend möglich, stets ein solches Manuskript oder zwei vorrätig, und hat eines einen Liebhaber gefunden, so suche ich es möglichst bald zu ersetzen. Dies ist von allen Arbeiten, die ich je getan habe, mir eine der liebsten, und sie geht etwa folgendermaßen vor sich:

Zuerst öffne ich den Papierschrank in meinem Atelier. Ich besitze ihn seit dem Bau meines jetzigen Hauses, er enthält eine Reihe sehr breiter und tiefer Zugfächer für Papierbogen. Der Schrank und das viele, zum Teil edle und alte, heute meist nicht mehr zu beschaffende Papier ist eine jener Wunscherfüllungen nach dem Spruch «Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle». Als kleiner Knabe habe ich zu Weihnacht und Geburtstag mir jedesmal Papier gewünscht, als etwa Achtjähriger tat ich es auf dem Wunschzettel mit den Worten «Ein Bogen Papier so groß wie das Spalantor». Später habe ich immer wieder Gelegenheiten zum Erwerb schöner

Papiere benützt, oft habe ich sie gegen Bücher oder gegen Aquarelle eingetauscht, und seit der Schrank existiert, bin ich Besitzer von weit mehr Papier als ich je werde verbrauchen können. Ich öffne den Schrank und gehe ans Auswählen eines Papiers, manchmal locken mich die glatten, manchmal die rauhen, manchmal die edlen Aquarellpapiere, ein andermal die einfacheren Druckpapiere. Diesmal bekam ich beim Suchen Lust auf ein sehr einfaches, leicht gelbliches Papier, von dem ich noch wenige gesparte Bogen pietätvoll bewahre. Es ist das Papier, auf das einst eines meiner liebsten Bücher, die «Wanderung», gedruckt wurde. Dies Papier ist nicht kostbar, aber es hat eine besondere, ganz schwach saugende Porosität, die den darauf gesetzten Wasserfarben etwas leicht Verbleichtes, Altes gibt. Es hatte, wie ich mich erinnerte, auch seine Gefahren, doch wußte ich nicht mehr welche es seien, und mich von ihnen überraschen und auf die Probe stellen zu lassen, dazu war ich gerade aufgelegt. Ich nahm die Bogen heraus, schnitt mit dem Papierfalzer das erwünschte Format zurecht, suchte ein passendes Stück Karton als Schutzmappe dazu, und begann meine Arbeit. Ich male stets zuerst das Titelblatt und die Bilder, noch ohne Rücksicht auf die Texte, die ich später erst auswähle. Die ersten fünf, sechs Bilder, kleine Landschaften oder einen Blumenkranz, zeichne und male ich auswendig nach vertrauten Motiven, für die folgenden suche ich anregende Vorlagen aus meinen Mappen zusammen.

Ich zeichne mit Sepia einen kleinen See, ein paar Berge, auch eine Wolke in den Himmel, baue im Vordergrund am Hügelhang ein kleines Spieldorf auf, gebe dem Himmel etwas Kobalt, dem See einen Schimmer Preußischblau, dem Dorf etwas Goldocker oder Neapelgelb, alles ganz dünn, und freue mich darüber, wie das sanft saugende Papier die Farben dämpft und zusammenhält. Ich wische mit feuchtem Finger den Himmel etwas blasser und unterhalte mich mit meiner naiven kleinen Palette aufs beste, lang habe ich das Spiel nicht mehr geübt. Es geht ja allerdings nicht mehr wie einst, ich ermüde viel rascher, die Kraft reicht nur für wenige Blätter im Tag. Aber noch immer ist es hübsch und macht mir Spaß, eine Handvoll weißer Blätter in eine Bilderhandschrift zu verwandeln und zu wissen, daß die Handschrift sich weiter verwandeln wird, in Geld zunächst, dann aber in Pakete mit Kaffee, mit Reis, mit Zucker und Oel und Schokolade, und des weitern zu wissen, daß damit ein Strahl von Ermunterung, von Trost und neuer Kraft in teuren Menschen entzündet wird, ein Jubelgeschrei bei Kindern, ein Lächeln bei Kranken und Alten, und auch da und dort ein Schimmer von Glauben und Vertrauen in übermüdeten und mutlos gewordenen Herzen . . .

Es ist ein hübsches Spiel, und ich mache mir kein Gewissen daraus, daß diesen kleinen Malereien ein künstlerischer Wert nicht inne-

wohnt. Als ich einst die allerersten dieser Heftchen und Mäppchen machte, waren sie noch viel unbeholfener und kunstloser als heute, es war während des ersten Weltkrieges, und ich machte sie auf den Rat eines Freundes, damals zugunsten der Kriegsgefangenen, es ist lange her, und später kamen Jahre, in denen ich über einen Auftrag froh war, weil ich selber es nötig hatte. Heute nun sind es nicht mehr, wie vor Jahrzehnten, Bibliotheken für Kriegsgefangene, in die ich meine Handarbeiten verwandle. Die Leute, in deren Dienst ich heute meine kleinen Handarbeiten herstelle, sind nicht anonyme Unbekannte, ich gebe die Erträge meiner Arbeit auch nicht einem Roten Kreuz oder dieser oder jener Organisation, ich bin mit den Jahren und Jahrzehnten immer mehr ein Liebhaber des Individuellen und Differenzierten geworden, entgegen allen Tendenzen unsrer Zeit. Und möglicherweise bin ich damit nicht nur ein wunderlicher Eigenbrötler, sondern habe objektiv recht. Zum mindesten kann ich feststellen, daß mir das Betreuen einer kleinen Zahl von Menschen, die ich zwar nicht alle persönlich kenne, deren jeder aber mir etwas bedeutet, deren jeder seinen eigenen, einmaligen Wert und sein besonderes Schicksal hat, viel mehr Freude macht und mir im Herzen richtiger und notwendiger scheint, als die Fürsorge und Wohltätigkeit, die ich einst als Rad einer großen Fürsorge-Maschinerie mitbetreiben half. Auch heute stellt jeder Tag an mich die Forderung, mich der Welt anzupassen und, wie die meisten es tun, mich all der aktuellen Aufgaben mit Hilfe von Routine und Mechanisierung zu entledigen, mit Hilfe eines Apparats, einer Sekretärin, einer Methode. Vielleicht sollte ich die Zähne zusammenbeißen und es noch auf meine alten Tage erlernen? Aber nein, es wäre mir nicht geheuer dabei, und alle jene Vielen, deren Not ihre Wellen bis auf meinen überhäuftten Schreibtisch spült, wenden sich ja an einen Menschen, nicht an einen Apparat. Bleibe jeder bei dem, was sich ihm bewährt hat!

\*

*An einen Bonner Studenten*

Lieber Herr Barden

Ihr Brief und was Sie darin von Ihrer Entdeckung der «Zweiwertigkeit» mancher Dichter und Bücher sagen, stößt bei mir nicht nur nicht auf Widerspruch, wie Sie zu fürchten scheinen, sondern hat meinen vollen Beifall. Die Mehrzahl der wirklichen Dichtungen hat diese Doppelwertigkeit gehabt, d. h. sie hat sowohl das Volk und die einfachen Leser erregt, erwärmt und ergriffen wie auch die kleine



intellektuelle Oberschicht. Das geschah nicht immer gleichzeitig, manchmal brauchte eine Dichtung von komplizierter und neuartiger Technik eine Weile, bis auch das Volk sie schmackhaft fand, und manchmal schien den Gebildeten und Feinen eine Dichtung zu simpel und unter ihrer Würde, deren Qualitäten sie erst später entdeckten. Denn der Gebildete ist ja nur gebildeter, keineswegs aber gescheiter als das Volk.

In meinem eigenen Autorenleben bin ich mit beiden Leserschichten tausendmal in Kontakt gekommen. Die Gelehrten und Studenten konnten die geistvolleren Briefe schreiben, aber mir war das Bekenntnis eines ungebildeten Lesers, daß er durch ein Buch von mir erfreut und getröstet oder in seiner sittlichen Haltung gestützt und bekräftigt worden sei, mindestens ebenso wertvoll wie der funkelndste Brief eines angehenden Glasperlenspielers über kastalische Fragen. Und was den Grund- und Ur-Wert jeder Dichtung angeht, nämlich ihre sprachliche Potenz, so ist da das «Volk» in seinem Urteil eher sicherer und unbeirrbarer als die Leute mit den philologischen oder ästhetischen Analysen und Urteilsbegründungen. Und namentlich bei negativen, absprechenden Urteilen empfinde ich die vom «Volk» her kommenden tiefer und schmerzlicher als die der Intellektuellen.

\*

*Antwort an ein junges Mädchen, das mir wegen Goldmund den Vorwurf machte, ich predige eine sinnlich-sentimentale Verherrlichung der «Persönlichkeit» und des Künstlertums.*

Januar 1950

Sie haben das Bedürfnis gehabt, als 23jährige dem 72jährigen sein Werk und Leben als unnütz und schädlich um die Ohren zu schlagen. Es muß Sie also ein großes Pflichtgefühl, ein starkes Bewußtsein um Ihre Mitverantwortlichkeit am Zustand der Welt getrieben haben, sonst hätten Sie diese Unart nicht begangen.

Sie haben von mir ein einziges Buch gelesen, den Goldmund, vielleicht auch noch den Steppenwolf oder Klingsor. Die Geschichte Josef Knechts, die vom Einordnen und Dienen des Einzelnen in eine sinnvolle Ordnung und von der Verantwortung dessen handelt, der diese Ordnung, sei es auch aus Gewissensgründen, durchbricht, kennen Sie nicht. Sie haben, chokiert durch Stellen eines Buches, die ihre pruden Regungen verletzten, diese Stellen herausgerissen, und, da Sie die Welt in bessere Ordnung bringen wollen, damit begonnen, womit jeder

Weltverbesserer beginnt, nämlich mit dem Bessern und Aendern des *Andern*. Der Weg ist falsch und wäre es auch dann, wenn Sie aus einer wirklichen Kenntnis meines Werkes und Lebens heraus gehandelt hätten. Sie haben die Welt der großen Meister und Vorbilder, die Welt der hohen Werte, die ich in Narziß, in Siddhartha, im Mozart und den «Unsterblichen» des Steppenwolfs, im ganzen Glasperlenspiel und im größten Teil meiner Lebensarbeit mahnend darzustellen bemüht war, nicht bemerkt. Sie haben nicht bemerkt, daß neben Goldmund Narziß, daß neben dem Steppenwolf der Siddhartha, der Josef Knecht und Kastalien steht. Sie haben, im pruden Teil ihrer Natur durch ein paar Stellen meiner Bücher verletzt, mir das Ganze als schlecht, wertlos und schädlich vor die Füße geworfen. Ich weiß, daß das in einer wirklichen Ueberzeugung von der Höhe und Heiligkeit Ihrer Motive geschah. Aber Sie versuchen eben doch die Welt dadurch zu heilen, daß Sie dort, wo Ihr Empfinden verletzt wird, um sich hauen. Es tut mir leid, aber Sie sind damit auf falschem Weg.

\*

Hochgeschätzter Herr L.

Das Leben ist wirklich zu kurz für diese langen Briefe. Ihre Frau hat die Sache, die mit ihrem mir völlig unverständlichen Mäkeln an Th. Mann begann, inzwischen längst in Ordnung gebracht, sie hat mir geschrieben, und es ging eine Drucksache mit Gruß an sie ab, die ihr zeigt, daß ich ihr nicht mehr zürne.

Sie teilen mir alle Schicksalsschläge mit, die Ihre Frau betroffen haben. Nun, von meiner engeren Familie, den nicht zahlreichen Nachkommen meines baltischen Großvaters, haben *alle* Heimat und Habe verloren, und sind vierzehn im Kriege umgekommen. Und die Angehörigen und Freunde meiner Frau sind Juden aus der Bukowina, die haben Dinge durchgemacht, von denen Ihr in dem Deutschland, das so schrecklich zu jammern versteht, nichts ahnet.

Ich muß nun, eben aus dem deutschen Bedürfnis des Jammerns und Mitleidbettelns heraus, das Jahr hindurch, ein augenleidender alter Mann, Tausende und Tausende von Briefen lesen, in denen unbekannte Leute mir eingehend berichten, was alles sie und die ihren erlitten haben und erleiden müssen. Es gibt mehrere Frauen, die mich eingehend über die Lebensmittelpreise in ihrer Gegend unterrichten zu müssen glauben und mir jede in ihrer Familie vorkommende Krankheit und Operation eingehend schildern. Berührt man aber im geringsten das Schicksal der Juden oder die deutsche Schuld, dann stößt man auf Reaktionen, bei denen man schamrot wird.



Sie müssen einsehen, daß auch ich ein Mensch bin und es auch für mich Grenzen des Erträglichen gibt. Sie werden mir das nicht übel nehmen.

\*

Lieber Herr H.

Sie haben als geborener Oesterreicher, der die Gründung der tschechischen Republik miterlebt hat und dann erst die Hitlersche, dann die kommunistische Sturmflut mit über sich ergehen lassen mußte, ganz Aehnliches erlebt wie die Verwandten und Freunde meiner Frau, Juden aus der Bukowina, die, soweit sie nicht vergast oder deportiert wurden, eine «Befreiung» um die andre erdulden mußten. Die ganze Welt ist ja krank daran, daß sie diese endlose Folge von Verfolgungen, Krieg, Ausrottungen und Foltereien mit ansehen mußte. Sogar einige Schweizer haben den Humor und den Schlaf darüber verloren.

Und dennoch ist die braune Welle des Nationalsozialismus, die Ihre Heimat überfallen und geschändet hat, mit der ebenso grausigen roten Terrorwelle nicht einfach gleichzusetzen. Wir um einen Grad über Durchschnitt Wachgewordenen mögen den Terror in jeder Form hassen und die Vergewaltigung des Menschen in jeder Form verabscheuen, aber dennoch dürfen wir Hitler und Stalin, oder vielmehr dürfen wir Fascismus und Kommunismus nicht in *einen* Topf werfen. Der fascistische Versuch ist ein rückläufiger, unnützer, törichter und gemeiner Versuch, der kommunistische Versuch aber ist einer, den die Menschheit machen mußte, und der trotz seinem traurigen Steckenbleiben im Unmenschlichen wieder und wieder gemacht werden müssen, um zwar nicht die dumme «Diktatur des Proletariats», aber doch etwas wie Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zwischen Bürgertum und Proletariat zu verwirklichen. Man vergißt das leicht bei der Aehnlichkeit der Methoden, mit der Fascismus und Kommunismus arbeiten. Aber das Vergessen ist uns nicht erlaubt, wir müssen uns immer wieder über die Wirklichkeit klar werden.

\*

*An einen Freund, der mich wegen meines Vorschlags für den Nobelpreis befragt hatte.*

Für den Literatur-Nobelpreis wüßte ich natürlich mehr als einen Kollegen vorzuschlagen. Da wäre der liebe Hans Carossa, wäre die

ehrwürdige Dichterin Gertrud von Le Fort, da wäre der hochbegabte und beinahe allzu interessante Amerikaner Thornton Wilder. Ich habe ihn nicht vorgeschlagen, weil unter den Würdigen ältere da sind und solche, an welchen Unrecht gutzumachen ist, und die beiden andern habe ich für diesmal nicht genannt, weil es mir nicht darauf ankam, meine privaten literarischen Vorlieben zu bekunden, sondern einzig darauf, den Nobelpreis möglichst an die rechte Stelle leiten zu helfen. Und ich glaube, daß im Augenblick die Wahrscheinlichkeit einer Verleihung des Preises nach Deutschland noch gering ist. Andererseits mußte mir natürlich ein Autor, dessen Hauptwerke in meiner eigenen Sprache geschrieben sind, am nächsten liegen. Da fiel mir die Wahl nicht schwer. Martin Buber ist nach meinem Urteil nicht nur einer der wenigen Weisen, die zurzeit auf der Erde leben, er ist auch ein Schriftsteller sehr hohen Ranges, und, darüber hinaus, er hat, wie kein anderer lebender Autor, die Weltliteratur um einen echten Schatz bereichert. Und da soeben dieser Schatz in einer neuen Ausgabe gesammelt erschienen ist, mit dem Titel «Die Erzählungen der Chassidim» in der Manessebibliothek der Weltliteratur, und da Martin Buber die Siebzig nun auch schon überschritten hat, da er außerdem der würdigste geistige Vertreter Israels ist, des Volkes, das von allen Völkern in unsrer Zeit am schwersten hat leiden müssen, schien es mir und scheint es mir auch weiterhin möglich, ja wahrscheinlich, daß die Wahl der Stockholmer Akademie auf ihn fallen könne.

Mit diesen chassidischen Erzählungen hat Buber, neben seinem großen übrigen Werk, der übrigen Welt eine außerhalb der Ost-Judenschaft bisher unbekannte Quelle erschlossen, einen geschichtlich-religiös-literarischen Raum sichtbar gemacht, wo in hoher Spannung, der des protestantischen Pietismus sehr verwandt, ein religiös-geistig-moralisches Leben von wunderbarer Fülle und Lebenskraft uns entgegentritt. Die mündliche und schriftliche Tradition dieses der Welt verborgenen Raumes kennen wir nun in der Prägung, die ihr Buber mit seinen deutsch geschriebenen Legenden gegeben hat, und es ist geheimnisvoll und wunderbar großartig und rührend, daß diese kostbare Gabe des Judentums an die heutige Welt ihr in der Sprache seiner Verfolger und Henker dargebracht wurde. Das paßt zur chassidischen Welt und ist eins ihrer tiefen Sinnbilder mehr.

Unter den hunderten von chassidischen Geschichten liebe ich nicht alle gleich, und manche habe ich nicht verstanden. Am meisten aber liebe und verstehe ich jene ganz kleinen, winzigen Anekdoten aus dem Leben frommer und weiser Meister, in denen irgendein Wort oder Geschehnis aus ihrem Alltag berichtet wird. Es wird etwa berichtet, daß ein frommer Rabbi zu einem sehr berühmten Amtsbruder reist, einem großen Theologen, Lehrer und Schriftdeuter. Bei der Rückkehr

von dieser Pilgerschaft der Liebe und Ehrfurcht wird er eifrig befragt, was für Worte der große Weise zu ihm gesprochen, welche Meinung über diese und jene wichtige Frage er geäußert habe. Aber der fromme Mann bringt nichts dergleichen mit. Er hat den großen Mann gesehen, er hat gesehen wie er seine Schuhriemen geknüpft hat, das ist ihm genug. Die Geschichte könnte, statt in Podolien im 18. Jahrhundert, ebenso gut im alten China im Kreis der Schüler des Kung Fu Tse oder des Mong Tse entstanden sein.

\*

*An die Redaktion von «Extempore», Luzern*

Hochgeschätzte Herren

Daß Ihr Brief vom 5. Dezember, der mich bei einer Kur in Baden erreichte, nicht beantwortet wurde, tut mir sehr leid, aber die tägliche Belastung mit Aktuellem ist so groß, daß es eben nicht dazu kam.

Ich habe nur wenige Male ein bißchen in Ihr Extempore hineinblicken können, meine Augen- und übrigen Kräfte werden Tag um Tag vom bloßen Lesen der Briefpost aufgebraucht.

Aber immerhin habe ich bei jenen paar Einblicken in Ihre Arbeit gesehen, um was es geht, und habe ihr möglichste Verbreitung und Wirkung gewünscht. Nach meinem Eindruck kann der geistige Zündstoff in der Welt, die angstvoll-hysterische Katastrophenstimmung sowohl wie die Lust zum Parteinehmen und Kriegführen bei den Brutaleren, einzig von Ihrem Standpunkte aus bekämpft werden.

Ihnen praktisch anders zu helfen als mit dieser Sympathie-Erklärung bin ich leider nicht in der Lage. Doch möchte ich wenigstens einen kleinen Geldbeitrag senden, ich hoffe, er reiche hin, um an zwei Universitätsbibliotheken in Deutschland (ich schlage vor: Göttingen und Jena) je ein Jahr lang «Extempore» zu senden.

Mit guten Wünschen Ihr

\*

*An Dr. Th. Heuß in Godesberg*

Lieber Herr Dr. Heuß

Ihr Gruß und Ihr Geschenk waren mir herzlich willkommen. Haben Sie schönen Dank dafür.

Ihr Buch, die «Schattenbeschwörung», hatte ich schon gelesen, und es nun von Ihrer Hand zu besitzen ist mir eine Freude. Sie haben ein nahezu dichterisches Gefühl für die biographischen Stoffe, die Sie da

so charmant bearbeitet haben, und im Grunde ist dies Gefühl wohl nichts anderes als die Liebe. Sie haben alle diese Gestalten geliebt, sie haben in Ihrem Leben, in Ihrer Phantasie eine Rolle gespielt, und es ist kein Zufall, daß schwäbische Figuren dabei eine so große Rolle spielen. Zufall ist es auch nicht, daß die «Interessantheit» Ihrer Stoffe auf dem Reiz der Zwischenwelt zwischen Politischem und Kulturlichem beruht. Das Buch hat eine eigene, stark spürbare Atmosphäre, und gar noch für einen Halbschwaben, der gleich manchen Ihrer Figuren der Heimat wohl biographisch, nicht aber seelisch entwachsen oder entlaufen ist. Es ist in der deutschen Literatur seit Varnhagen auf diesem Gebiet, soweit ich mich auskenne, nichts so Hübsches und höchst Anregendes vorhanden.

Daß ich an Ihnen einen guten Leser verloren habe, da Ihr Amt Sie natürlich auf lange hinaus der Muße beraubt, täte mir leid, wenn ich nicht aus hundert Zuschriften aus Deutschland wüßte, wie sehr gerade die Schicht im deutschen Volk, der meine Freunde und Leser angehören, Ihnen zugetan ist und Ihnen Vertrauen schenkt.

Wir wissen ja noch nicht, auf welchen Wegen die von der ganzen Welt so sehr begehrte Einführung der Menschlichkeit und Moral in die Politik erreicht werden könnte. Vorerst ist die erschreckte und erschöpfte Welt froh und schöpft Hoffnung, wenn wenigstens irgendwo an prominenter politischer Stelle ein Menschengesicht und Menschenherz sichtbar wird. Das wollen wir nicht unterschätzen, und es sind Ihnen Viele dafür dankbar, daß Sie diese gewiß mühsame Funktion übernommen haben.

Seien Sie in alter Herzlichkeit begrüßt von Ihrem

\*

*An den Landesbischof Dr. Wurm, der mir ein Buch gesandt hatte.*

Verehrter lieber Herr Dr. Wurm

Ihr Geschenk habe ich mit dankbarer Freude empfangen und mir ein Stück davon auch schon zu eigen gemacht, der Geist Ihres Büchleins ist mir teuer und tut mir wohl, und bei jeder Begegnung mit ihm erinnere ich mich eines Wortes von Ihnen: es sei schade, daß die Kirche sich Leute wie Schrempf und Hesse nicht habe erhalten können. Ich stimme diesem Urteil, so schön und richtig es von Ihrem Orte aus auch ist, nicht zu, sondern freue mich dessen, daß auch ein im Grunde konservatives historisches Gebilde wie eine Landeskirche der steten Erneuerung und Aufweckung, der lebendigen Auseinandersetzung und An-

passung bedarf und sie sowohl aus dem Kreis der christlichen Gemeinschaften und Erweckerpersönlichkeiten wie auch aus dem Kreis der wirklich oder scheinbar Abgefallenen beständig aufnimmt und verarbeitet. So wie in einem guten Parlament der Konservative und der Oppositionsmann bei allem aktuellen Streit nie zu vergessen brauchen, daß sie beide *einem* Ziel dienen und, wenn auch kämpfende Brüder, doch eben Brüder sind, so empfinde ich die Zusammenarbeit der Geister samt ihrem Streit als Leben, als Organisches, Richtiges. In einem ähnlichen Sinn, scheint mir, hat Freund Hermelink in seiner Kirchengeschichte das Wogen und Sichdurchdringen der Quellen und Einflüsse gesehen und dargestellt. Und auch in diesem Buch, das ich leider nicht ganz lesen, in dem ich aber doch des öfteren spazieren gehen kann, sehe ich Sie in der Treue gegen Ihr Amt und Ihre Kirche etwas Notwendiges, Edles und Heiliges vollziehen. So wie Sie gewiß im Recht waren, wenn Sie, wie Sie einmal sagten, als Patriot meine Aufsätze aus dem ersten Krieg erst 25 Jahre später billigen konnten, so war ich meinerseits genötigt, schon damals einiges Notwendige auszusprechen, was sich sehr wohl mit Jesus und seiner Lehre, wenn auch weniger mit Luthers Auffassung von der Pflicht des Christen gegen seine Obrigkeit verträgt.

\*

Lieber Herr Dr. Unseld

Ihre ästhetische Frage wegen des Josef Knecht müßte mich eigentlich in Verlegenheit bringen, denn ich bin nicht so glücklich wie Sie, mich so hübschen und kastalischen Studien widmen zu dürfen, und habe das Glasperlenspiel seit seinem Erscheinen vor sieben Jahren bis heute noch nicht wiederlesen können, weil jeder Tag mehr aktuelle Arbeit bringt als ich leisten kann.

Dennoch bin ich Ihnen eine Antwort schuldig, denn unter den sich immer wiederholenden Leserfragen über Kastalien und Knecht, die oft von einem erschreckend niedrigen Niveau sind, zeichnet sich die Ihre durch ihren Scharfsinn und ihre schöne Präzision so sehr aus, daß sie für einen Augenblick auch mir zu einer Frage wurde.

Ich muß mich bei meiner Antwort auf mein Gedächtnis verlassen, habe aber mit Hilfe meiner Frau immerhin die von Ihnen genannten und in einem gewissen Sinn bezweifelten Stellen nachgesehen.

Ihre Auffassung ist die, daß der Biograph Josef Knechts bestrebt gewesen sei, «seine Lebensbeschreibung den Lesern aus der Perspektive Knechts zu geben, d. h. nur das zu schildern, was der Erlebnis- und



Wahrnehmungssphäre Knechts entspringt». Und diese Perspektive finden Sie an den von Ihnen genannten Stellen durchbrochen, weil jene Stellen auf Tatsachen, Worte oder Gedanken anderer hinweisen, welche Knecht nicht kennen konnte.

Es ist durchaus möglich, daß mein im Lauf von elf Jahren (und was für Jahren!) entstandenes Buch trotz aller Konzentration und Vorsicht solche bauliche Fehler enthält. Aber die «Perspektive», nach der Sie das Buch aufgebaut sehen, war nicht die meine. Vielmehr hat etwa während der ersten drei Jahre meine Perspektive sich mehrmals leicht verändert. Im Anfang war es mir vor allem, ja beinahe einzig darum zu tun, Kastalien sichtbar zu machen, den Gelehrtenstaat, das ideale weltliche Kloster, eine Idee oder, wie die Kritischen meinen, einen Wunschtraum, der zumindest seit der Zeit der platonischen Akademie vorhanden und wirksam war, eins der Ideale, die durch unsre ganze Geistesgeschichte auch als wirksame «Leitbilder» da waren. Dann wurde mir klar, daß die innere Wirklichkeit Kastaliens nur in einer dominierenden Person, einer geistigen Helden- und Duldergestalt, überzeugend sichtbar gemacht werden könne, und so trat Knecht in den Mittelpunkt der Erzählung, vorbildlich und einmalig nicht so sehr als idealer und vollkommener Kastalier, denn deren gibt es manche, als vielmehr dadurch, daß er mit Kastalien und seiner von der Welt abgetrennten Vollkommenheit nicht auf die Dauer zufrieden sein kann.

Der Biograph aber, den ich mir dachte, ist ein fortgeschrittener Schüler oder Repetent in Waldzell, der aus Liebe zur Gestalt des großen Abtrünnigen daran ging, den Roman seines Lebens für einen Kreis von Freunden und Knecht-Verehrern aufzuzeichnen. Diesem Biographen steht alles zur Verfügung, was Kastalien besitzt, die mündliche und schriftliche Tradition, die Archive, und natürlich auch das eigene Vorstellungs- und Einfühlungsvermögen. Aus diesen Quellen schöpft er, und ich finde, er hat nichts geschrieben, was innerhalb dieses Rahmens unmöglich wäre. Der letzte Teil seiner Biographie, dessen Milieu und dessen Einzelheiten von Kastalien aus nicht kontrollierbar sind, bezeichnet er ausdrücklich als die «Legende» vom entschwundenen Magister Ludi, wie sie unter seinen Schülern und über sie hinaus in der Waldzeller Tradition fortlebt.

Von den Figuren des Buches haben einige ihr individuelles Gesicht von wirklichen Personen erhalten, manche dieser Vorbilder sind von guten Lesern denn auch erkannt worden, andere bleiben mein Geheimnis. Erkannt wurde vor allem die Figur des Pater Jakobus, die eine Huldigung an den von mir geliebten Jakob Burckhardt ist. Ich habe mir sogar erlaubt, ein Wort von ihm meinem Pater in den Mund zu legen. Er gehört mit seinem resignierten Realismus zu den Gegenspielern des kastalischen Geistes.

Eine einzige Gestalt meiner Erzählung aber ist beinahe ganz Porträt. Es ist Carlo Ferromonte. Dieser Carlo Ferromonte, vielmehr sein Urbild, war ein überaus lieber Freund und naher Verwandter von mir, um eine Generation jünger als ich, ein Musiker und Musikverständiger, an dem ganz Monteport seine Freude gehabt hätte, ein Organist, Chorleiter, Cembalist und leidenschaftlicher Sammler aller Reste von noch lebendiger Volksmusik, deren im Versinken begriffenen schwachen Spuren er auf Reisen, namentlich im Balkan, nachgegangen ist. Er, mein lieber Carlo, hat den unsinnigen Krieg als Sanitätssoldat mitmachen müssen, war zuletzt in Lazaretten in Polen und ist seit dem Ende des Krieges spurlos verschollen.

\*

*An einen 80jährigen Philologen*

Lieber Professor Z.

Ihr Brief ist mir so willkommen gewesen und hat mir so gut getan wie Brot und Wein. Wie Sie da, der um zehn Jahre Ältere, mich in die Stille Ihrer Zurückgezogenheit mit aufnehmen, einzig indem Sie mich an das erinnern, wovon Sie wissen daß ich gleich Ihnen daran als an das Dauernde im Wechsel glaube, das kommt mir vor, wie wenn ein greiser Schulmann einen nach Jahrzehnten wieder auftauchenden einstigen Schüler, der in der turbulenten Welt sich verfangen hat und sich aus dem Schlüpfriegen nach dem Festen und Trocknen sehnt, einfach dadurch tröstet und aufrichtet, daß er ihn wieder in die Gemeinschaft aufnimmt, in der er ihn einst, den Knaben, eingeführt hat. Vielleicht empfängt der alte Magister den Jüngern nur mit einem lateinischen oder griechischen Spruch, ohne Zweifel daran zu zeigen, daß der andre in den Sprachen noch genügend sattelfest sei, und schon das damit gezeigte Vertrauen reicht hin, um dem Revenant wieder Halt zu geben. Und wieviel Weisheit und Schelmerei lacht mich aus Ihrer Erzählung an: wie Ihre Familie in einen philosophischen Vortrag pilgert, wie Sie sich inzwischen der Stille freuen und dann die Heimkehrenden dadurch verblüffen, daß Sie, nach einer einfachen Wahrscheinlichkeitsrechnung, sich schon im Besitz alles dessen zeigen, was der Herr Vortragende zu sagen gewußt hat! Wohl Ihnen, lieber und verehrter Freund, daß das hohe Alter Ihr Leben so wenig zu verarmen vermocht hat! Wenn wir beide auch längst nicht mehr imstand wären, wie vor bald fünfzig Jahren eine Nacht miteinander in der «Schwarzen Henne» in Ulm zu verzechen, so fließt doch uns beiden



noch der süße Quell der Freude am Geist und an der Sprache. Möge das noch eine Weile so bleiben! Herzlich grüßt Sie Ihr

\*

*An einen schwäbischen Schulkameraden*

Lieber D.

Dein Brief macht mir große Freude, mahnt mich aber auch daran, daß ich seinen Vorgänger nicht oder doch nur durch meine Drucksachen, hauptsächlich die Badener Aufzeichnung, beantwortet habe. Ich hätte es in Baden tun sollen, es geht mir jetzt schlechter als damals, aber Du mußt eben vorlieb nehmen.

Du hast die Badener Aufzeichnung mit Optimismus gelesen, wie wir ja alle die Sorgen anderer Leute in Gottes Namen nicht so ernst nehmen wie die eigenen — wo kämen wir auch hin? Aber die große Verlegenheit, vielmehr Not, vielmehr Folter, in die der Mensch gerät, wenn ihm in der heutigen Welt das Los der Berühmtheit zugefallen ist, die hast du doch ganz richtig gespürt und anerkannt. Bei mir ist es damit so, daß ich zwar in meinen jungen Jahren zwar verschwiegen, aber intensiv den Wunsch gehegt habe, einmal ein berühmter Dichter zu werden, daß aber das tatsächliche Berühmtsein dann ganz und gar anders aussah und anders schmeckte als ich geträumt hatte. Es hat angenehme, es hat schöne Seiten, die schönste ist die Kameradschaft mit ein paar lieben und verehrten Zeitgenossen. Aber das Anwachsen der Verantwortung ist bei einem ohnehin heiklen Gewissen eine große Last, und die Belästigung, die sich Tag um Tag erneuernde Plage mit den Neugierigen, mit den Bettelnden, mit den jungen Kollegen und ihren Manuscripten, das Ueberlaufenwerden mit Besuchen, das ewige Angezapftwerden durch die Oeffentlichkeit, die Presse, die nationalen und internationalen Gesellschaften mit weltanschaulichen, humanitären, politischen Programmen, das ist für einen, der immer Rumpelstilz war und dem sein Leben nie privat genug sein konnte, einfach ein Unglück. Gewiß, man könnte das irgendwie bewältigen. Viele werden ja damit fertig, man nähme Sekretärinnen, baute einen Kanzleiapparat gegen den täglichen Ansturm auf — aber das hieße für einen Menschen, der zeitlebens die Routine gehaßt und ihr in seinem Leben keinen Raum gegönnt hat, geradezu Kapitulation und Verrat. Und so besteht die Verlegenheit, die Not, die Folter fort, und es ist noch gut, daß ich mir z. B. bei der Mehrzahl der Briefe, die ich lesen muß, sagen kann, meine Lage und Plage sei, verglichen mit der meiner Epistolographen, noch recht erträglich.

Was die Chattodizee betrifft, die du gelesen hast, so muß Chattus bekennen, daß er sie nicht gelesen hat und daß er vermutet, auch Gott werde die zahllosen Theodizeen nicht oder immer erst ein paar Jahrhunderte nach ihrem Erscheinen gelesen haben.

Du erzählst mir von einem Kunstkritiker, der öffentlich bekannt habe, daß er seine bisherige Toleranz, ja Sympathie den neuesten Kunstrichtungen gegenüber bereue. Ich kann da völlig mitfühlen, obwohl ich an vielerlei Surrealisten schon meinen echten Spaß hatte. Ins Unrecht geriete der fragliche Kritiker nur, wenn er fortfahren würde, moderne Kunst zu besprechen.

Noch einen Spaß will ich dir mitteilen. Ich bekam neulich von einem unbekanntem jungen Franzosen aus einem unbekanntem französischen Städtchen einen Leserbrief, der origineller war als die üblichen. Er schrieb, er habe den Demian entdeckt und gelesen (er ist jetzt, dreißig Jahre nach seinem Erscheinen, auch französisch herausgekommen), er habe Freude an dem Buch gehabt und wolle mir dafür danken, und zwar tue er das in größter Eile, denn morgen werde er auch den «Loup des steppes» lesen, und es sei ja leicht möglich, daß dieser Wolf ihm gar nicht gefallen und die schöne, dankbare Stimmung, in der er jetzt grade sei, schon wieder zum Teufel gegangen sein werde.

\*

Lieber Herr H.

Es ist Sonntag, kurz vor Mittag, der Schnee liegt dick ums Haus und fällt noch schwer und feucht weiter, und meine Sinne und Gedanken, denen es an Schwung und Frische meistens allzu sehr fehlt, sind zu dieser Stunde recht munter und tapfer, denn ich habe soeben am Radio zwei Brandenburgische Konzerte nacheinander gehört, und das hat mir Ohren und Herz sauber gefegt. Es war das fünfte dabei, dies unheimlich kühne, in dem Virtuosität und Einkehr, Schwermut und Tapferkeit so hold und so grimmig miteinander ringen und der große Musikanter sich immer wieder zur Vereinsamung bis an die Grenze einer pessimistischen Existentialphilosophie hingezogen findet und immer wieder aus der schwermütigen Tiefe der Introversion in die kosmische und göttliche Ordnung sich zurückkämpft.

Von dieser Seelenkur kehre ich an meinen Schreibtisch zurück, da liegt seit Wochen und Wochen einer der Reste von der großen Postlawine der Weihnachtszeit, Ihr lieber, treuer Brief vom Dezember, in dem Sie mir von Ihrem Alltag als Jurist inmitten einer korrumpierten Gesellschaft und dann von Ihrer Familie und schließlich von dem

erzählen, was Ihnen hilft, mit dem Uebermaß an Erlebtem aus diesen friedlosen, blutigen Jahren fertig zu werden. Es ist mir zwar eine Freude, daß meine Schriften mit zu Ihren Helfern und Tröstern gehören, aber es belädt mich auch mit vermehrter Verantwortung, und vor allem erschrecken mich solche Bekenntnisse dadurch, daß sie mir immer wieder zeigen, wie aufgelöst auch bei Menschen guten Willens und guter Bildung die innere Ordnung, der Zusammenhang mit dem Ganzen, die Bezogenheit auf das Ganze ist. Nun, es geht ja auch mir so, auch mir genügt nicht, was an Fertigem und Ueberkommenem von Kirchen und Philosophien uns angeboten wird, auch ich bedarf der Stützen und Anregungen, um es auszuhalten und den Mut nicht zu verlieren. Ich habe, außer dem was ich von Elternhaus und Schulen an christlicher und humanistischer Erziehung mitbekommen habe, immer noch Hilfen und Tröstungen nötig. Zum Glück sind sie mir bekannt und erreichbar. Es sind die guten Gedanken der Weisheit, jener übernationalen und überreligiösen Summa an Einsichten über das Menschentum und seinen schwierigen Weg durch die Welt, die alle in dem Jahrtausend vor Christus gedacht und formuliert worden sind, es ist die Gemeinschaft der Unsterblichen von den Verfassern der Upanishaden bis zu den chinesischen Meistern, von den Griechen vor und um Sokrates bis zu Jesus. Und eigentlich ist es unbegreiflich, daß uns anspruchsvollen und leicht verzagten Menschen das alles noch nicht genügt, daß wir noch mehr ersehnen, aber herrlich ist es auch, daß dieses ersehnte Mehr an Licht, an Trost, an Seelenstärkung tatsächlich erfunden und geleistet worden ist. Es ist nicht nur den Weisen der alten Zeit ein so edler und so anmutiger Geist wie Spinoza gefolgt, sondern es hat sich unsre so wenig weise, so wenig geordnete und heile abendländische Seele auch noch diesen Inbegriff von Ordnung, dieses hohe Sinnbild alles Anbetungs- und Erstrebenswerten geschaffen: die Musik. Ob die Kunst und das Schöne den Menschen wirklich zu bessern und zu stärken vermögen, sei dahingestellt, zum mindesten erinnern sie uns, gleich dem Sternhimmel, an das Licht, an die Idee der Ordnung, der Harmonie, des «Sinnes» im Chaos.

Da ich Ihnen zurzeit andres nicht zu geben habe, sende ich Ihnen diesen Gruß aus einer von Bach erhellten Morgenstunde, zum Zeichen, daß Ihr Brief nicht vergessen wurde und nicht unverstanden geblieben ist.

\*

Lieber Herr B.

Sie stellen eine Frage an mich, die immer wieder an mich gelangt: Wie kann man das Meditieren lernen?

Es ist kein Zufall, daß im heutigen Deutschland dies Bedürfnis sich so stark meldet, wie es ja auch kein Zufall ist, daß von den paar Büchern, die als Anweisung dienen könnten, in Deutschland wohl kein einziges mehr aufzutreiben sein wird. Ich nenne Ihnen, da Sie es wünschen, einige Titel:

Swami Vivekananda, Karma Yoga. Leipzig 1901.

Die Yoga-Aphorismen des Patanjali, interpretiert von Judge. Berlin 1904.

Eher erreichbar dürfte Ihnen sein: Sri Ramakrishna. Worte, Lehren, Sinnsprüche etc., von seinem Schüler Swami Brahmananda. Verlag Rascher Zürich.

Ramakrishna war einer der letzten großen Weisen und Lehrer Indiens. Ueber ihn und über das Thema überhaupt steht einiges auch in Albert Schweitzers Buch «Die Weltanschauung der indischen Denker» München 1935.

In Indien glaubt niemand daran, daß Meditation ohne Guru, ohne persönlichen Lehrer, erlernbar sei. Vermutlich glaubt auch niemand dort, daß jemals ein Abendländer über die untersten Stufen des Yoga hinauskommen werde. Aber das hindert nicht, daß wir uns wenigstens um diese untersten Stufen bemühen können. In Amerika haben gewisse Kreise das erkannt, und dort gibt es einige indische Lehrer. Aldous Huxley würde Ihnen darüber Auskunft geben können.

Ich selbst habe weder einen Guru gehabt noch bin ich auf höhere Stufen gelangt. Aber die eine Erfahrung habe ich machen können, daß die größte äußere Mithilfe zur Erreichung eines Zustandes von Konzentration und innerer Ruhe in der Tat in den Atemübungen besteht, über die sich das Abendland ebenso lustig gemacht hat wie über das Nabelbeschauen. Machen Sie Atemübungen, wie jeder bessere Heilgymnastiker sie kennt, und achten Sie darauf, daß Sie wohl das Ausatmen, niemals aber das Einatmen forcieren dürfen, Sie schaden sich sonst. Das Wesentliche bei den Atemübungen ist, daß man dabei auf gar nichts als auf ein möglichst vollkommenes Tiefatmen achtet, daß man sich auf diese eine Funktion konzentriert. Es hilft viel. Es hilft Distanz gewinnen vom Aktuellen, es bereitet vor zur Ruhe, zur Sammlung. Und wenn Sie diese Uebungen im Atmen schon mit einer Vorstellung verbinden, ihnen schon eine Art von geistiger Bedeutung, einen Inhalt geben wollen, so stellen Sie sich vor: Sie atmen nicht Luft ein, sondern Brahman, Sie lassen mit jedem Atemzug das Göttliche in sich ein und entlassen es wieder, es wird Ihnen auch der westöstliche Diwan dabei einfallen.

Mögen Sie nun mit Ihren Uebungen weit oder nicht weit kommen, so werden Sie doch, wenn Sie es ernst meinen, sich dabei einer Seelenstimmung nähern, die wir Abendländer sonst nur noch im religiösen

Gebet oder bei der Hingabe an das Schöne zu erleben fähig sind. Sie werden nicht mehr nur Luft atmen, sondern das All, sondern Gott, und werden nicht auf intellektuellem, sondern auf leiblichem und unschuldigem Wege etwas von der Freiheit, Seligkeit und Frömmigkeit der Hingabe und Willensentspannung erleben.

Jener Ramakrishna erzählt in seinen Gleichnissen zuweilen Geschichten, welche ebensogut in den Anekdoten des Dschuang Dsi stehen könnten. Die Weisheit aller Völker ist eine und dieselbe, es gibt nicht zwei oder mehr, es gibt nur eine. Das einzige, was ich etwa gegen die Religionen und Kirchen einzuwenden habe, ist ihre Neigung zur Unduldsamkeit: Weder Christ noch Mohammedaner wird gerne zugeben, daß sein Glaube gut und heilig zwar, nicht aber privilegiert und patentiert sei, sondern ein Bruder all der andern Glaubensarten, in denen die Wahrheit sich sichtbar zu machen sucht.

Eine der kleinen Geschichten, die von Ramakrishna überliefert werden, und die ganz wohl auch bei Dschuang Dsi stehen könnte, lautet:

Ein Weiser sah eines Tages einen Hochzeitszug mit großem Gepränge unter Trommel- und Trompetenklang über eine Wiese ziehen. Nahebei beobachtete er einen Jäger, der so in das Zielen auf einen Hasen vertieft war, daß er weder den Lärm der Musik hörte noch den Zug wahrnahm. Der Weise begrüßte den Jäger und sprach: «Verehrter, Ihr seid mein Guru. Mögen sich meine Gedanken, wenn ich meditiere, so auf den Gegenstand meiner Andacht richten, wie die Euren auf diesen Hasen.»

Möge Ihnen ein Jäger begegnen und Ihr Lehrer werden! Möge Ihr Streben nach dem Einswerden mit der Wahrheit so unablenkbar werden wie das Zielen des Jägers!

\*

*Ich schließe dies Mosaik mit einem Sprung um ein halbes Jahrhundert zurück, in eine völlig andre Welt und Zeit, nämlich mit zwei Briefen, die ich einst an Alexander von Bernus geschrieben habe und die mir ein Zufall wieder zuführte:*

Calw, 24. April 1904

Verehrter Herr Baron!

Ihr lieber, gütiger Brief mit den schönen Versen ist mir eine große Freude gewesen. Haben Sie herzlichen Dank dafür!

Ich nahm neulich noch anderthalb Tage in Ulm Aufenthalt, das ich sehr liebe. Dann fand ich hier vollen Frühling und war seither mehr im Garten als in der Stube. Ihr Buch hatte ich mit und kenne es nun



gut. Das herrliche Gedicht Seite 45 ist mir doch wohl das liebste. Dann Seite 16, 30, 42, 59 und andere! Sie haben stets etwas Delikates, Kleinodhaftes in der Form, das mich entzückt und fesselt.

Fürs Soziale, das bei Ihnen gelegentlich anklingt, fehlt mir eigentlich der Sinn ganz — vielleicht weil ich selber stets ein armer Teufel war und die Poesie und den Humor des Nichtshabens kenne und gern habe. Jetzt freilich fange ich an mich zu brüsten und üppig zu werden und habe sogar neuestens den festen Plan gefaßt, im Herbst zu heiraten. Wenn der Camenzind, wie der Verleger halb und halb hofft, die dritte Auflage erlebt, soll es losgehen.

An den Skizzen von Paquet, namentlich am «Schrecken», hatte ich viel Freude. Späßes halber sende ich Ihnen etwas derartiges von mir, das Sie vielleicht drucken — aber nur wenn Sie Lust dazu haben!

Mit Tübingen ist es leider nichts, da ich selbst um diese Zeit Besuch erwarte. Doch werden wir uns gewiß, sei es in München oder sonstwo, wiedersehen.

Vielleicht begegnen Sie am Bodensee gelegentlich einem schönen, sehr hoch gewachsenen Manne mit ernstem, blondbärtigem Gesicht und festen, durchdringenden Augen. Das ist dann Emil Strauß, der vom 1. Mai an in Ueberlingen wohnt.

Es steht ein Regen bevor und ich muß vorher noch Blumen pflanzen! Also nehmen Sie mit diesem Flüchtigen und vielen herzlichen Grüßen für heute vorlieb! Ich hoffe sehr, Sie vergessen mich nicht und senden mir öfters wieder einen Gruß oder etwas Gedrucktes. Der gnädigen Frau bitte ich Grüße von mir zu sagen.

\*

Gaienhofen, 19. November 1904

Lieber Herr von Bernus!

Sie vermuten richtig, daß es jetzt hier am See schön sei. Es ist sogar herrlich und neulich der große Sturm war grandios.

Und abends las ich Ihr neues Buch — leider ohne meine Frau, da diese zur Zeit verreist ist. Ihre neuen Gedichte waren mir ein wahrer Genuß. Nicht, daß Einzelnes mir auch nicht gefiele — aber das Ganze ist eine schöne wertvolle Leistung und erreicht im Verschmelzen von Form und Gedanke das denkbar Mögliche. Besonders gern habe ich «Tag-Werden», Seite 48, dann Seite 91 (Raub), Seite 65, Seite 162, Seite 143, Seite 89, Seite 161. Ihre Art von Symbolik ist so kräftig und einfach, und Ihre Form ist in diesem Buch eminent herausgebildet. Es liegt noch neben mir auf dem Tisch und ich werde es noch oft zur

Hand nehmen. Ich sage Ihnen fröhlichen Dank und wünsche dem Buch und Ihnen viel, viel Gutes.

Thomas Manns Verlobung interessierte mich; ich war in München einmal einen Abend mit ihm zusammen und fand ihn fein und sympathisch. Nein, vor dem Winter ist mir nicht bang, ich bin das Alleinsein und Landleben gewöhnt. Und die Kachelofenabende! Ihre liebe Einladung werden Sie aber vielleicht doch einmal büßen müssen, wenn auch einstweilen noch nicht. Falls ich Ende Winters nicht ein wenig nach Italien komme, wäre München sehr möglich.

Haben Sie Paquet nun gesehen? Grüßen Sie ihn doch vielmal von mir!

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre verehrte Gemahlin

treulich Ihr

*Abdruck, auch auszugsweise, verboten.*